

(Nachdruck verboten.)

31] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Die Herren sollen das Ausjagen hinfüro wohl bleiben lassen,“ rief Simon Neuffer und drückte seine geballte Rechte nachdrücklich auf den Tisch.

„Aber der Geher hat recht,“ stimmte diesem der ehemalige Kanzler bei. „Nehmen wir seinen Vorschlag an und trachten wir bei Zeiten, eine Ordnung in die Sache zu bringen, auf daß das allgemeine Gut, so doch unser Lebensblut ist, nicht vergeudet und verzettelt wird.“ Ein Widerspruch erfolgte nicht und er fuhr fort: „Sorgen wir überhaupt, lieben Freunde, daß die evangelische Freiheit kein leeres Wort bleibe. Als Jesus in Jerusalem einzog, jug er zuerst die Händler, Wechsler und Wucherer aus dem Tempel. Um das Volk frei zu machen, stürzte er die jüdische Priesterreligion. Aber siehe, an stelle der jüdischen ist eine römische Priesterreligion getreten, die es trieb wie jene. Jetzt, wo die Reformation die Art an ihre Wurzeln gelegt hat, schaffen wir, daß nicht eine lutherische Priesterreligion sich auf die römischen Stühle setze. Das Belüsten darnach ist gar groß, wie mich dünkt. Wann wir unseren Sieg nicht nißen, um die evangelische Freiheit festzulegen in Gesetzen, welche die alten Mißbräuche abthun und eine neue Ordnung begründen im Reiche wie in der Kirche, in Gewerbe, Handel und Wandel, alsdann werden wir abermals um unsere Freiheit betrogen und alle Opfer, die wir ihr mit unserm Herzblut bringen, werden vergebens gebracht sein.“

„Also dran, dran, dran!“ rief Florian Geher und stieß sein Schwert gegen den Fußboden. Die anderen thaten es mit ihren Bechern auf den Tisch, während sie den Schlachtruf wiederholten.

„Und Ihr sollet uns Rothenburger als ein erfahrener Kriegsmann führen,“ sprach Simon Neuffer. „Wollet Ihr?“

„Ei, da kann Rath werden,“ versetzte Herr Florian gut gelaunt. „Ich weiß, daß Ihr Rothenburger in den Waffen geübt seid. Die tüchtigsten Leute in meinem Fähnlein, das ich vor sechs Jahren gegen den Herzog Ulrich führte, waren aus Eurer Landschaft.“

„Dann kennt Ihr wohl auch den langen Dienhart?“ fragte der Dorfmeister.

„Den Riesen von Schwarzenbronn? Freilich!“ entgegnete der Ritter, und ein Lächeln erhellte sein ernstes Gesicht. „Er focht auch gegen den Erzbischof von Trier und ich bin von damals noch in seiner Schuld. Auf dem Marsch war's und eine unendliche Hitze. Mann und Rosß verschmachteten schier. Mir selbst klebte die Zunge am Gaumen. Wie wir Raft halten, kommt der Brenneken, denn so ist sein wirklicher Name, und bringt mir Wasser in seiner Sturmhaube. Aus einem Graben hatt' er's geschöpft, schmutzig war's und auch warm. Gut that's dennoch. Zu heißen gab's auch nichts. Er hatte ein Stück Brot und eine Zwiebel, das theilte er beides mit mir und es hat mir gar köstlich geschmeckt. Ein paar Fähnlein solcher Gefellen wie er, die schlugen den Teufel aus der Welt, Adel und Pfaffen zu geschweigen.“

„Nu, er wird uns auch igo bei unserm Fürhaben nit fehlen, darauf konnet Ihr Euch verlassen,“ versicherte der Dorfmeister.

„Stann ich mir denken,“ nickte Herr Florian. „Aber es ist Zeit, des Heimweges zu gedenken; das wichtigste wäre besprochen, und es tagt bereits.“

Durch das ölgetränkte Papier der Fenster schimmerte der junge Morgen. Georg Wekler löschte die Kienpäne aus und ging seinen Knecht weden, um die Pferde seiner Gäste zu satteln. Mit einer Kanne warmem Würzwein zum Morgen- und Steigbügeltrunk lehrte er zurück. Herr Florian, der den weitesten Weg hatte, brach zuerst auf.

„Auf Wiedersehen denn am Sonntag Judita zu Schönthal, werthe Freunde und Kampfgenossen,“ rief er, den Männern, die mit ihm vor die Thür getreten waren, derb die Hand schüttelnd und schwang sich in den Sattel eines prächtigen Rapphengstes von starkem Knochenbau und mit feurigen Augen.

„Mein Weg geht über das Cisterzienserkloster; soll ich Quartier bestellen?“ scherzte Wendel Sipler.

„Ich wär's zufrieden, auf daß sie bis dahin ihre weißen Kutten fein säuberlich waschen,“ gab Florian Geher ebenso zurück und drückte seinem Knecht die Sporen in die Weichen. Er ritt über den Wald in den Schüpfgrund, ein flaches, grasreiches Thal, von sanften Nebenhängeln in seinem unteren Theile eingefakt. Hier und dort waren schon die Winzer beschäftigt, die Reben an die Stöcke zu binden und von den vertrockneten Ranken zu befreien. Das Wetter war so mild, als ob man in der Mitte des April wäre, und die Lerchen jubilirten über dem Thale, das sich auf die hier breit und rasch fließende Tauber öffnete. An dem jenseitigen Ufer zog sich hinter festen Mauern das Städtchen Königshofen die waldbekränzten Berge hinan. Von halber Höhe grüzte eine weiße Kapelle den einsamen Reiter, der seinen feurigen Knecht gemächlich schreiten ließ. Das Licht der Morgensonne badete in ihrem warmen Golde die Berge, das Städtlein, den rauschenden Fluß, das sanfte Thal, und Florian von Geher gedachte, daß der Tag nahe wäre, an dem die Sonne der Freiheit Berg und Thal verklären würde.

„Gm, was meint Ihr, ob der wohl je seine goldenen Sporen vergißt?“ wandte sich der Brettheimer, der mit den anderen Florian Geher nachschaute, an Wendel Sipler.

Dieser trauste unwillig die hohe klare Stirn und versetzte: „Eines wird er nimmer vergessen, des bin ich gewiß: den Adel seines Herzens. Sein Wahlspruch lautet: Nulla crux, nulla corona, das heißt zu deutsch: Ohne Kreuz keine Krone. Die Krone aber, für die er kein Opfer scheut, das ist die Freiheit der Unterdrückten, des Volkes Freiheit.“

„Nu, Ihr dürft mir mein Mißtrauen nicht verübeln, Herr,“ antwortete Leonhard Wekler. „Ihr wißet, wie wir von den Herren geschunden werden, und was nicht mit Gewalt geht, da betrügen sie uns mit glatten Worten und Versprechungen, so daß unsereins keinem Edelmann nit trauen mag.“

„Ja, trau' einer dem Teufel,“ rief hier eine weibliche Stimme.

Von den Männern unbemerkt, war eine Frau um die Hausecke gekommen und hatte Wekler's Stimme gehört. Sie war dürrig gekleidet, von hagerer Gestalt und über weibliche Mittelgröße. Eisgraues, vom Winde zerzaustes Haar quoll unter einem schwarzen Kopftuch hervor. Ihr mageres Gesicht war voller Runzeln und Falten. Die dunkeln Augen aber, die sie, auf einen langen Stab gestützt, auf die Männer richtete, strasteten ihr Alter Lügen. Ein unruhig Feuer brannte in ihnen. Gesicht und Hände erschienen stark gebräunt.

„Ihr seid's?“ rief Wendel Sipler erstaunt. „Und der Fäclein Rohrbach, warum ist er ausgeblieben? — Aber kommt ins Haus!“

Er schritt voraus. Der von ihm genannte Name durchblitzte Simon mit einer Ahnung, und Georg Wekler machte sie zur Gewißheit. Denn er begrüßte, nicht minder erstaunt wie Sipler, die Greisin als schwarze Hofmännin. Es war Hans Lautner's Großmutter. „Der Fäclein hat nit abkommen können,“ erklärte sie, nachdem sie dem Wirthen die Hand gereicht und den Becher Weines, den er ihr bot, mit sichtlichem Durste geleert hatte. Kein Wunder, daß sie durstig war, hatte sie doch den weiten Weg von Bödingen herauf während der Nacht ohne Erquickung zurückgelegt. Eine Ermüdung war ihr nicht anzumerken. „Die Löwensteiner,“ fuhr sie fort, „hatten sich just für diese Nacht zusammengethan und ihn beschickt, daß er ihnen den Artikelbrief auslegen sollte. Da ist er denn über den Neckar gegangen. Wir wollten aber nimmer warten, bis daß der Herr Kanzler Zeit hatt', uns zu verständigen, was beschlossen ist. Nu?“

„Habet Ihr in Eurem langen Leben so wenig Geduld gelernt, Frau?“ scherzte Herr Wendel.

Sie richtete ihre dunkeln Augen fest auf ihn und antwortete: „Ich hab' halt mehr Geduld gehabt als Ihr, trotzdem mein Herz all die Jahre lang nach Rache geschrien hat wie der Hirsch nach Wasser. Igo bricht der Stab meines Wartens an ein dürres Reis. Zudem ziehen uns die Heilbrommer an den Haaren zu sich.“

„So saget dem Rohrbach, daß wir am Sonntag Judita Heerschau halten bei dem Kloster Schönthal an der Jagt,“ erwiderte Wendel Sipler mit langsamer Bestimmtheit.

Sie stieß mit einem langgedehnten „Ah“ den Athem aus und ihre Augen leuchteten wie eine Flamme auf. Eine Weile saß sie still, und die anderen störten sie nicht. Dann wischte sie sich mit den knöchernen Fingern die welken Lippen und bat, indem sie aufstand: „Meiner, um Gottes Lohn, gib mir ein Brot, wann Du's entbehren kannst.“

„Gern,“ versicherte dieser. „Aber Du willst doch nicht schon wieder gehen? Ruh Dich doch erst rechtschaffen aus; es eilt ja nit.“

„Ich muß einen aufnehmen,“ antwortete sie, während ihre Blicke wie in die Ferne schauten. „Er darf nit fehlen, wann das Schwert Gideons bloß wird. Einen Boten kann ich nit zählen, so muß ich selbst gehen!“

„Ihr dürft Euch nicht überanstrengen, ich duld' es nicht,“ wandte Herr Wendel ein. „So viele Albus werde ich wohl noch im Sack haben, um einen Boten für Euch entlohnen zu können. Wohin soll er, wenn es kein Geheimniß ist?“

„Nach Rothenburg soll er, zu meinem Enkel.“

„Herr Gott,“ stöhnte Simon Neuffer.

„Da haben wir ja die Boten gleich zur Hand,“ rief der ehemalige Kanzler. „Diese beiden Freunde hier sind aus dem Rothenburgischen.“

„Ich hab' Euren Enkel, den Hans Lautner, gut gekannt,“ sagte Simon, sich mühsam bezwingend.

Ein heller Schein flog über das faltenreiche Gesicht der Ahne, und erlosch rasch wieder, indem sie fragte: „Du hast ihn gekannt? Ist er nit mehr in Rothenburg?“

„Sagte ich so?“ versetzte Simon Neuffer unsicher und versuchte, ihren Blicken auszuweichen. „Freilich ist er noch dort — und wird auch nimmer fortgehen — selbst nit, wenn Ihr ihn rufet. Er höret Euch nimmer. — Unser Schöpfer hat ihn vor der Zeit zu sich gerufen. Er ist todt.“

Die Augen der schwarzen Hofmännin, die ihn unverwandt anschauten, als wollten sie ihn verbrennen, thaten sich weit auf. Erst nach ein paar Sekunden aber rief sie: „Das ist nit wahr,“ und wiederholte es dann mit stärkerer Stimme. Es war gleichsam das Rohr, an das sie sich wie eine Ertrinkende klammerte. Es zerbrach in ihrer Hand, als Simon darauf schwieg und sie nur mittheilend ansah. Tief aufstöhnend fiel sie auf den Schemel, von dem sie sich vorher erhoben hatte. Zusammengesunken, mit starren Augen sah sie da. Wendel's Hipler wollte tröstend ihre Hand fassen; da stützte ihr Oberkörper auf und sie schrie, die Arme zur Stuhlbendeckte streckend: „Wenn es einen Gott im Himmel giebt, wie war denn das möglich? Todt? Todt?“ Gleich darauf schnellte sie von ihrem Sitze auf und herrschte dem Dorfmeister zu: „Ich will wissen, wie's geschah!“

Simon berichtete umständlich den Hergang, und sie schien ihm nit brennenden Blicken jedes Wort von den Lippen zu saugen. Nur einmal unterbrach sie ihn durch einen Aufschrei, als er den Junker von Rosenberg als den Thäter nannte. Simon erzählte weiter von der Aufregung, die Lautner's Tod in Rothenburg erregt, und von der leidenschaftlichen Rede Karlstadt's an seinem Grabe.

„Und der Rath ließ ihn gewähren?“ fragte Herr Wendel erstaunt.

„Er, der hat wohl vermeint, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben,“ gab der Dorfmeister mit einem verächtlichen Achselzucken zur Antwort. „Der Teufel aber war der Dr. Deutschlin, der auf der Kanzel dem Kirchenbann des Bischofs offen Troß geboten hat, und war darob die Bürgerschaft arg in Hitze. Nu, der Rath hat's nachher nachgeholt. Tags darauf, am Aschermittwoch in aller Früh, da pochten die Stadtknechte den Tuchscheerer Etschlich, bei dem der Karlstadt herbergte, aus dem Schlaf und durchsuchten das ganze Haus nach ihm. Das Nest war aber leer. Hatte ihn der Altbürgermeister abends zuvor heimlich abgeholt. Da hatte der Rath dann gut auströmmeln lassen, daß niemand dem Karlstadt Unterschlupf geben dürfte, bei harter Gefangnuß.“

Die schwarze Hofmännin hatte von dieser Erklärung schwerlich ein Wort vernommen. Sie hatte sich schon vorher wieder hingesezt und starrte vor sich hin. Sie schluchzte, jedoch ohne daß eine Thräne in ihre Augen getreten wäre. Der Quell ihrer Thränen war unter dem maßlosen Leid, das sie erduldet, versiegt. Endlich richtete sie ihren auf die Brust gesunkenen Kopf auf, sah die Männer der Reihe nach an und ächzte: „Alle, alle todt, auch er, der sie rächen sollte!“

„Es wird an dem Rosenberg gerochen werden, verlaßet Euch darauf,“ versicherte Simon Neuffer. „Seine eigenen Sinterjassen passen nur darauf, ihm alle seine Schändereien heimzuzahlen.“

(Kortekuna folgt.)

Eine Schatzkammer im Eismeer. *)

Auf den ersten Blick machen die Eisregionen sicherlich nicht den Eindruck, als ob sie ein günstiges Feld zur Ausübung gewinnbringender Thätigkeit darstellten, aber in Wirklichkeit bergen sie doch Reichthümer, die schon seit Jahrhunderten eine gute Einnahmequelle für verschiedene Nationen gewesen sind. So war einst eine Goldgrube im hohen Norden das Meer um Spitzbergen, in dem es von einer Unmenge von Walfischen wimmelte. Dort fanden sich seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ganze Flotten von Walfischfängerjahren zu schonungsloser Fangthätigkeit ein, am zahlreichsten aus Holland, England und Deutschland. Von 1669 bis 1778 sandte allein Holland 14 167 Fahrzeuge auf den spitzbergischen Walfischfang aus, und 57 500 Walfische wurden von diesen erbeutet. Es war daher nicht zu verwundern, daß diese Ungethime bei Spitzbergen schließlich ausgerottet waren. In der Gegenwart wird im Eismeer und andern Polargegenden eine sehr lebhaftige Jagd auf verschiedene Arten Walfische, Robben u. s. w. ausgeübt, zumal vor dem nördlichsten Norwegen, bei Spitzbergen, Jan Mayen, Island, Grönland, an der Nordküste von Alaska und endlich im Beringsmeer, wo Russen und Amerikaner einen lebhaften Robbenjag betreiben. Der Walfischfang an der Nordküste Amerikas wird von amerikanischen Walfischfängern ausgeübt. Manche von diesen verwerten aber nur den Walfischkopf, dessen Warten einen Werth bis zu 10 000 M. haben. Andere kochen auch den Speck aus, was bei einem einzigen Walfisch bis zu 8000 M. einbringt. Die Fanggebiete bei Westgrönland, Baffingsbai u. s. w. werden vorzugsweise von schottischen Schiffen aufgesucht. Einen äußerst lebhaften Walfischfang betreiben die Norweger an den nördlichsten Küsten Norwegens, wo die Walfische bis in die neuere Zeit hinein unbehelligt blieben, weil ihnen mit der alten Fangmethode, bei der der Harpunier von einem Boote aus seine Harpune auf den Walfisch schleuderte, nicht beizukommen war. Erst die Einführung der Harpungranate ermöglichte die Erlegung dieser starken und in ihren Bewegungen blitzschnellen Thiere und schuf damit in Norwegen einen Industriezweig, der eine wichtige Einnahmequelle für das Land bildet.

Aber auch Schätze anderer Art umschließt das Eismeer. In einem seiner rauhesten Theile, im Norden von Sibirien, ragt eine öde Inselgruppe, die Neusibirischen Inseln, empor. Der fast ungläubliche Reichthum an fossilem Eisenstein, der auf ihnen angehäuft liegt und seit einer Reihe von Jahren von russischen Handelsleuten ausgenutzt wird, macht die Inselgruppe zu einer Schatzkammer. Acht volle Monate hindurch liegt das Meer hier unter einer starken Eisdecke, und im Sommer bewegen Stürme die Eismassen und machen die Schifffahrt gefährlich. Dementsprechend sind auch die Neusibirischen Inseln öde. Das war früher anders. In einem freilichen Abschnitt unserer Erdgeschichte zeigten diese Gebiete eine Landschaft von ungleich milderm Klima; hier hauste neben anderen ausgestorbenen Thieren das gewaltige Mammuth, dessen Stoßzähne schon seit langem an den Küsten Sibiriens gefunden werden, auf den Neusibirischen Inseln aber in unerschöpflichen Massen liegen. Ein Salute namens Eterikan hatte 1759 die große Insel, die gegenüber dem Kap Swjatoi Nos liegt, besucht und dort einen großen Reichthum an Mammuthknochen gefunden. Aber erst der russische Kaufmann Liachow wußte diese Entdeckung auszubenten. Im Jahre 1770 befand er sich am Kap Swjatoi Nos, dem „heiligen Vorgebirge,“ und merkte dort, wie aus der Ferne auf der weißen Eisdecke eine Herde wilder Rennthiere auftauchte, die von Norden kam. Sofort beschloß er, die Spur der Rennthiere in der Gegenrichtung zu verfolgen und machte sich mit einem von Hunden gezogenen Schlitten auf den Weg. Auf einer großen Insel übernachtete er, entdeckte dann weiter in nördlicher Richtung eine kleinere Insel, über die sich die Spuren der Rennthiere noch immer weiter nach Norden fortsetzten. Die aufgethürmten Eismassen aber geboten seinem weiteren Vordringen Halt. Liachow erhielt von der Kaiserin Katharina II. nicht nur die Erlaubniß, den Inseln seinen Namen zu geben, sondern auch das ausschließliche Recht, auf ihnen und anderen Inseln, die er etwa noch entdecken würde, Eisenstein zu sammeln und Jagd auszuüben. Drei Jahre später besuchte er die Inseln abermals. Diesmal war es Sommer, und er fuhr im Boot übers Meer. Erst jetzt konnte er sehen, daß die große Liachow-Insel fast ganz mit Mammuthknochen und -Zähnen bedeckt war. Auf der kleineren Insel, deren Felsen selbst im Sommer noch mit Eis bedeckt waren, nahm Liachow nur kurzen Aufenthalt und fuhr sichtslos weiter gegen Norden, bis er an die dritte große Insel kam, auf der er gleichfalls Massen von Mammuthzähnen fand. Diese Insel erhielt den Namen Kotjelnoi, Kessel-Insel, nach einem Kessel, den einer der Leute Liachow's auf der neu entdeckten Insel vergessen hatte. Liachow schickte nun jedes Jahr seine Eisensteinsammler nach den Inseln und ließ auf der großen Insel Hütten und geräumige Magazine errichten. Im Jahre 1805, nach dem Tode Liachow's, übertrug die russische Regierung das Monopol dem in Jakutsk anässigen Kaufmann Sironawatsky, der die Insel sofort sorgfältig untersuchen ließ. Samnikow entdeckte auch östlich von Kotjelnoi eine große Insel, die nach dem Eisensteinsammler Fadesjew benannt wurde, der dort die erste Winterhütte errichtete, und im folgenden Jahre entdeckten Eisensteinsammler noch weiter östlich eine große Insel, die den Namen Neusibirien erhielt. Dies sind die wichtigsten Bestandtheile der

*) Aus der „Rölnischen Zeitung“.

Inselgruppe, die anscheinend unerhöfliche Reichthümer birgt. Eine Expedition, die der russische Kanzler unter Führung des Reisenden Gedenström und in Begleitung Samitow's auswandte, überzeugte sich, daß die Vorräthe sich über die große Liachow-Insel weit ins Meer fortsetzen. Auf der Kessel-Insel waren die hochgelegenen Theile mit fossilen Knochen, Stoßzähnen und Zähnen des Mammuts, Nashorns und Urochsen völlig bedeckt; einen noch größeren Reichthum an Mammutzähnen fand man auf der östlichsten der Inseln, Neu-Sibirien, von wo Samitow im Jahre 1809 an 4—5000 Kilogramm fossiles Elfenbein holte. Eine ähnliche Menge kommt noch jetzt alljährlich auf den Märkten zu Jakutsk, Odborsk, Turuchansk und Tobolsk am Ural zum Verkauf.

Im Jahre 1885 ging auf Anlaß der Akademie der Wissenschaften in Petersburg eine Expedition unter Dr. Alexander Bunge nach Neu-Sibirien ab. Auf einer der Inseln fand Bunge Knochen eines wirpeltierlich vollständigen Mammutskelletts, in denen noch Mark vorhanden war, das von den Schlittenhunden gefressen wurde. Welche Thierwelt einst in diesen Gebieten lebte, davon zeugen die auf der großen Liachow-Insel gesammelten fossilen Knochen, die als folgenden Arten angehörend festgestellt werden konnten: Tiger, Wolf, Polarfuchs, Bielefraz, brauner Bär, Böhman's, Lemming, Gase, Bijon, Moschusochse, Remthier, ostsibirischer Hirsch, Saiga-Antilope, wildes Pferd, wollhaariges Nashorn, Mammut. Von dieser Thierwelt leben jetzt die meisten Arten in entfernteren südlichen Gebieten, das wollhaarige Nashorn und das gewaltige Mammut sind gänzlich ausgestorben, und nur der Moschusochse ist als Ueberbleibsel einer verschwundenen Erdperiode noch in einigen Gebieten, beispielsweise in den entlegensten und schwerst zugänglichen Theilen Grönlands, an der Ost- und Nordküste, zu finden. In jener Zeit herrschte in diesen Gebieten ein mildes Klima, das Land dehnte sich bedeutend weiter gegen Norden aus und entfiel mächtige Wälder und reiche Gras-ebenen, in denen Massen von Mammuten, Nashörnern und Moschusochsen weideten. Aber der Umwandlungsprozeß, dem unsere Erde unaußhörlich unterworfen ist, veränderte im Laufe von Zeiträumen, die sich jeder Schätzung entziehen, auch hier den Schauplatz völlig. Wo einst eine reiche Vegetation herrschte, da ließen manufakturierte Naturereignisse gewaltige Landstrecken unter den Bogen verschwinden, bis der Thierwelt der Kreis immer enger gezogen wurde und unter dem gleichzeitigen Einfluß des strengeren werdenden Klimas endlich der Garaus gemacht wurde. Aber die werthvollen Reste blieben, die die Neu-Sibirischen Inseln zu dem machten, was man von keinem anderen so hoch gelegenen Polargebiet sagen kann: zu einer Schatzkammer im Eismeer. —

Kleines Feuilleton.

— Der „atlantische Friedhof“. Die Insel Sable Island, in deren unmittelbarer Nähe das fürchtbare Unglück der „Bourgoigne“ sich abspielte, genießt unter den Seeleuten seit uraltester Zeit einen bösen Ruf; sie war schon der Schauplatz ungezählter Schiffsunfälle. Im Atlantischen Ocean gelegen, ungefähr 85 Meilen von White Head und 150 Meilen nordöstlich von Halifax, bildet die Insel, die etwa 22 Meilen lang ist und in ihrer größten Breite kaum eine Meile mißt, mit den zahlreichen von ihr weit ins Meer auslaufenden Sandbänken und Riffen, über die bei stürmischen Wetter die Wellen dahinstoßen und sie dem Auge verbergen, eine fürchtbare Gefahr für die Schifffahrt. Dichte Nebel, welche die Insel häufig verhüllen, vergrößern die Gefahr. Soviel bekannt ist, haben im laufenden Jahrhundert nicht weniger als 250 Schiffe in der Nähe dieses „atlantischen Friedhofes“, wie englische Seeleute die Insel nennen, schweren Schaden genommen, und nicht viel kleiner mag die Zahl jener Fahrzeuge sein, die an dieser gefährlichen Stelle der Atlantis mit Mann und Maus zu Grunde gingen, so daß kein Ueberlebender mehr Kunde bringen konnte von dem Geschehenen. Wiederholt schon wurden Vorschläge gemacht, wie zur Sicherung der Schifffahrt an dieser gefährlichen Stelle des Atlantischen Ozeans Vorkehrungen getroffen werden könnten. Man mußte aber davon abkommen, da das Meer die Insel von Jahr zu Jahr verkleinert und sie in absehbarer Zeit ganz verschlungen haben wird. Vor ungefähr 100 Jahren war Sable Island noch mehr als 40 Meilen lang und 2/4 Meilen breit; die Insel hat also in dieser Zeit mehr als die Hälfte ihres Flächeninhaltes dem Meere abgeben müssen. Im Jahre 1888 wurde wohl auf dem westlichen Ende der Insel ein Leuchtturm errichtet; eine ausgiebige Sicherheit konnte damit aber nicht geschaffen werden. —

„Voss. Jtg.“

t. Die Zahl der Häuser in den größten Weltstädten. London, der Soliath unter den Städten, zählt natürlich auch die meisten Häuser, nämlich 600 000 bewohnte Gebäude für 4 1/4 Mill. Einwohner. Danach sind die Wohnungsverhältnisse in London ungewöhnlich gute zu nennen, denn es kommen auf jedes Haus nur etwa 7 Personen. Das Verhältnis hat sich sogar in diesem Jahrhundert noch verbessert, da zu Anfang desselben London 960 000 Einwohner und 130 000 Häuser besaß. Demnach hat Groß-New-York die meisten Häuser, nämlich 115 000, und auf jedes kommt, was bei den vielen Erzählungen von den Kiefernhäusern dieser Stadt nicht recht begrifflich erscheint, durchschnittlich nur die Zahl von 18 Menschen. Bedeutend geringer ist die Zahl der Häuser im Verhältnis zur Einwohnerzahl schon in Paris. Die französische Hauptstadt besaß 1815 28 000, 1870 70 000 und gegenwärtig 85 000 Häuser, von denen jedes durchschnittlich 26 Personen beherbergt. Am schlechtesten aber ist in

dieser Hinsicht Berlin gestellt. 1895 hatte Berlin nur 35 125 bewohnte Gebäude und eine Einwohnerzahl von 1 677 304, sodaß auf jedes Haus eine Bewohnerschaft von durchschnittlich 48 Menschen kommt. Freilich scheint uns die Angabe einer durchschnittlichen Einwohnerzahl der Häuser Londons von nur 7 Personen nur dadurch erklärlich, daß viele Geschäftsgebäude eigentlich überhaupt nicht bewohnt sind und doch unter die bewohnten Häuser mitgerechnet werden, denn ein einzelner Hausstand sogar dürfte doch nur selten weniger als 7 Personen zählen, wenn er ein Haus für sich bewohnt. —

Kulturhistorisches.

— Das Berliner Feuerlöschwesen hat genau vor 400 Jahren seinen Anfang genommen. Den Grund hierzu bot eine ungeheure Feuersbrunst, die im Jahre 1484 einen großen Theil der Stadt und auch das Berlinische Rathhaus in Asche legte. Vierzehn Jahre bedurfte es, ehe die Verhandlungen zwischen dem Rathe und der kurfürstlichen Regierung über die Art der Feuerwehr zum Abschlusse kamen. Endlich im Jahre 1498 wurde bestimmt, daß die Nachtwächter den Feuerdienst mit zu versehen hätten. Zu diesem Zwecke war ihnen hauptsächlich die Ueberwachung der Beleuchtung der Stadt anvertraut. Diese bestand aus eisernen, mit Kien gespeisten Feuerbecken, die an den Rathhäusern und steinernen Edgebauten auf Pfählen befestigt waren. Die wirkliche erste, auch am Tage thätige Feuerwehr wurde aber erst 1598, also vor dreihundert Jahren, errichtet. Gegen Brandstifter ging man damals mit der größten Strenge vor. Selbst noch in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege wurden leichte Brandstiftungen, die allerdings sehr häufig vorkamen, mit Pranger und Einkerkerung in „Zimhanse“ zu Spandau bestraft. Eine größere Feuerfischerheit trat erst ein, als im Jahre 1685 zur Beleuchtung der Straßen statt der gefährlichen Feuerbecken und Kienpfannen Laternen angewandt wurden. Aber noch im Jahre 1728 wurde zur Verhütung von Bränden die Vermeidung der Hauschornsteine anbefohlen. Im gleichen Jahre wurden fünf Spritzenhäuser — die ersten in Berlin — gebaut und die Feuerzögheit gebildet. Im Jahre 1798 zählte Berlin 6906 Häuser, die bei der Feuerkasse mit etwa 33 Millionen Thaler versichert waren. Der Werth eines Privathauses erreichte 1798 im Durchschnitt kaum die Höhe von 5000 Thalern. 1840 hatte sich die Zahl der Vorderhäuser auf 7944 vermehrt, wozu noch 7313 Hinterhäuser kamen. Der Werth derselben belief sich auf 94 Millionen Thaler, der eines einzelnen Hauses auf 14 000 Thaler. —

Medizinisches.

— Ueber die Bergkrankheit wurden gelegentlich des Baues der Gornegratbahn interessante Erfahrungen gemacht. Die 10 Kilometer lange Bahn beginnt in einer Höhe von 1607 Metern, der Endpunkt auf dem Grat liegt 3020 Meter hoch. Bis zu dieser Höhe ist bisher noch keine Vergahen in Europa gedrungen. Da es nicht gelang, das vorgezeichnete Bauprogramm einzuhalten, wurde für die Tunnel 1896 Winterbetrieb eingerichtet. Zu diesem Zweck hat man, wie einer Darstellung der „Schweizerischen Bauzeitung“ zu entnehmen ist, an den Mündungen der Tunnel oder in deren unmittelbarer Nähe solide Holzbaracken mit doppelter Verschälung errichtet und die Zwischenwände mit Moos ausgestopft; jede Baracke wurde für 35—40 Mann eingerichtet und mit je zwei Oefen versehen. Auf diese Weise wurden während des Winters 1896/97 auf einer Höhe von 2000 Metern 150 Mann untergebracht, deren Verproviantirung von Zermatt aus erfolgte. Sämmtliche Tunneln wurden in diesem Winter durchgeschlagen und die unteren ganz in Felsen gelegenen auch vollendet. Im Frühling 1897 wurden die Arbeiten schon anfangs April begommen; es mußte oft bis 6 Meter hoch Schnee aufgeschaukelt werden, um zu den wichtigsten Arbeitsstellen zu gelangen. Die Zahl der Arbeiter, für die in den Arbeitsstellen Holzbaracken eingerichtet wurden, wurde rasch auf 1100 gebracht. Für alle Arbeiter mußte Unterkunft und Verpflegung von den Unternehmern eingerichtet werden. Auf der Alp giebt es weder Wohnungen noch Alpküthen, selbst im Dorfe Zermatt haben nur wenige einheimische Arbeiter Unterkunft gefunden. Die Arbeitergruppen, meistens Italiener, wurde nach und nach in die Höhe gebracht und so die Linie bis zum Nothen Boden, 2700 Meter, ganz besetzt. Einige auserlesene Arbeitergruppen, die sich schon akklimatisirt hatten, wurden anfangs Juli letzten Jahres auf die Strecke vom Nothen Boden bis zur Endstation Gornegrat vorgeschoben. Bis auf die Höhe von 2700 Metern zeigten sich bei den Arbeitern keine abnormen Erscheinungen im Gesundheitszustande. Sobald aber diese Höhe überschritten wurde, änderte sich das Verhältnis. Der Bahnarzt, Dr. de Courten, berichtet hierüber folgendes: „Hatten wir im Jahre 1896, während die Arbeiter in einer Höhe von 1620 bis 2230 Meter (Niffelalp) beschäftigt waren, keine Erkrankungen von Bergkrankheit zu konstatiren, so änderte sich dies im Jahr 1897, als bis zur Höhe des Gornegrat gearbeitet wurde und die Arbeiterwohnungen auf dem Nothen Boden aufgestellt wurden. kamen während des Sommers bei prachtvolltem Wetter einige Fälle von Bergkrankheit vor, so verschlechterte sich das Verhältnis im September bei eintretender kälterer Witterung. Die Befallenen klagten über große Mattigkeit, starke Kopf- und Nackenschmerzen, Appetitlosigkeit, Athemnoth und Herzlopfen. Die Aufseher bemerkten, daß die Arbeiter nicht mehr leisten konnten, was sie vorher an Arbeit geleistet, und daß sie auffallend leicht ermüdeten. Es wurde also ärzt-

liche Hilfe nachgesucht. Die größte Anzahl der Arbeiter bestand aus Leuten der Provinz Bologna und Umgebung. Mit der Selbstdiagnose „Fieber“ kamen die Arbeiter in abgematteten Zustände zum Arzt. Die ärztliche Untersuchung ergab bei Auskultation und Percussion ein negatives Ergebnis. Der Puls war klein und beschleunigt, meistens 80 bis 100 Pulschläge in der Minute, die Temperatur 35, 35½, 36° C. Es wurde zuerst an Influenza gedacht. Da aber die Kranken bei einem Aufenthalte von 2 bis 3 Tagen in Zermatt schnell genesen, wieder die Normaltemperatur erlangten und sich derart wohl fühlten, daß sie ihre Arbeit wieder aufnehmen konnten, jedoch in 2—3 Tagen bei Wiederaufnahme der Arbeit unter denselben Symptomen erkrankten, so wurde die Diagnose auf Bergkrankheit gestellt. Man hatte auch wieder auf Miffelhaus, 2585 Meter, noch in Zermatt beim Hotelveronal und den Einwohnern Influenza feststellen können. Als sich die Fälle von Bergkrankheit mehr und mehr häuften, mußten die aus der italienischen Tiefebene kommenden Arbeiter zurückgezogen und durch Bergbewohner ersetzt werden. Allein auch diese blieben von der Krankheit nicht verschont. Es wurde festgestellt, daß sich die Leistung der Arbeiter vom Nothen Boden an aufwärts auf ein Drittel verminderte. Die beim Bau der Gornergratbahn gemachten Erfahrungen haben ergeben, daß die normale Leistung der Arbeiter in einer Höhe von etwa 2700 Meter über Meer die Grenze erreicht und in etwa 3000 Meter Höhe gänzlich aufhört.“ —

Physiologisches.

k. Die Frage, welchen Einfluß das Gewicht der menschlichen Gliedmaßen auf ihre Funktion hat, wird von dem Wiener Professor Adamkiewicz in der „Zeitschrift für Krankenpflege“ erörtert. Er kommt zu dem Schluß, daß der Mensch das Gewicht seiner Gliedmaßen nicht nur nicht empfindet, etwa aus Gewohnheit, sondern daß es für ihn in der That nicht existiert, daß die Extremitäten als gewichtslos anzusehen sind. Beweise für diese Behauptung giebt es mehrere. Würde der Arm zum Beispiel sein eigenes Gewicht zu tragen haben, d. h. ein Gewicht von 8—10 Kilogramm, so würde er nicht im Stande sein, sein abgestufte Bewegungen auszuführen, und zwar um so weniger, je schwerer der Arm wäre. Nun sind es aber gerade die Leute mit starken, muskulösen Armen, die derartige Bewegungen am präzisesten ausführen vermögen. Wenn man ferner mit dem Arm ein Gewicht von 8—10 Kilogramm hebt, so spürt man einen Zuwachs des Gewichts um 1/10 desselben nicht. Dagegen wird dem vorher unbelasteten Arm ein an ihn gehängtes Gewicht von 1 Kilogramm sehr deutlich fühlbar. Einarmige Leute fühlen die einseitige Mehrbelastung um das absolute Armgewicht nicht; ja sie sind in der That auch gar nicht einseitig belastet. Wären sie es, so müßte diese gewaltige Mehrbelastung einer Körperseite unbedingt ihnen zum Bewußtsein kommen; auch wären seitliche Verkrümmungen der Wirbelsäule unausbleiblich. Dies alles gilt aber nur so lange, als die Nerven der betreffenden Extremität gesund sind. Schon die vorübergehende Drucklähmung eines Hauptnerven, das „Einschlafen“ der Extremität, ruft das Gefühl der Schwere hervor. Bei derartigen krankhaften Dauerzuständen, etwa nach Zerstörung der betreffenden Nerven, bleibt auch dieses Gefühl, das Gefühl der einseitigen Belastung, trotzdem das Gefühl der anderen Seite erhalten ist; die unangenehme Empfindung kann sich bis zu den unerträglichsten Qualen steigern. Sind z. B. die Armnerven in der Achselhöhe dauernd geschädigt, so stellt sich bald eine äußerst schmerzhafte Belastung der betreffenden Seite ein, die den Kranken schließlich dauernd an das Bett fesselt. Auch zeigt sich bald eine durch den Zug hervorgerufene seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule. Die Patienten können zeitweise von ihren Schmerzen erlöst werden, wenn man, während sie im Bett liegen, den Arm an einer Art Galgen aufhängt. Als Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung der Gewichtsaufhebung nimmt Adamkiewicz den Einfluß der Nerven an, die, vom Kleinhirn kommend, in den großen Nervensträngen zu den Extremitäten-Muskeln verlaufen. —

Aus dem Thierreiche.

— In London ist zur Zeit wieder ein Bastard zwischen Löwe und Tiger zu sehen. Das Thier ist nach R. J. Pocock vom Natural History Museum, der in der „Nature“ die Aufmerksamkeit darauf lenkt, etwa zwei Jahre alt. Bei künstlichem Licht gleicht die Grundfarbe sehr der des Löwen, indem sie mehr Lohfarben als rötlich gelb ist; aber die Tigerstreifen sind, obwohl schwach, doch deutlich sichtbar, besonders am Schweiß. Man könnte diese Streifen vielleicht für Jugendstreifen des Löwen halten, die nur ungewöhnlich lange Zeit beibehalten worden sind; aber abgesehen von ihnen zeigt sich die Tigernatur auch deutlich in der Schwärze der Mundwinkel; denn die Lippenhaare an dieser Stelle sind beim Tiger tiefschwarz, beim Löwen aber weiß. —

Geologisches.

n. Eine magnetische Inselgruppe. Die Beamten der Küsteruntersuchung der Vereinigten Staaten, von denen kürzlich Vermessungen auf dem Archipel der Pribilof-Inseln im Behring'smeer vorgenommen wurden, entdeckten daselbst ganz erhebliche Abweichungen der Magnetnadel. Die genannten Inseln, die trotz ihrer Kleinheit wegen des in ihrem Reiche betriebenen

Mobbenfanges recht bekannt sind, sind vulkanischen Ursprungs. Auf einer Insel, die den höchsten Berg der Gruppe trägt, den Ulatina, zeigten sich auf der Höhe des Berges Abweichungen der Magnetnadel um fast 5¼ Grad nach Osten und an der nordöstlichen Küste derselben Insel sogar solche von über 20 Grad nach derselben Richtung. Die Stellung der Magnetnadel wechselte auf ganz geringem Raume alle Augenblicke, so daß in wenigen 100 Metern Entfernung verschiedene Abweichungen zwischen 14 Grad 55 Minuten und 15 Grad 33 Minuten beobachtet wurden. Dieses auffallende Verhalten des Kompasses kann nur dadurch erklärt werden, daß das Gestein der Insel selbst magnetisch ist, und das konnte auch nachgewiesen werden. Schon kleine Stücke des vulkanischen Felsens, aus dem die Inseln bestehen, brachten bei der Annäherung an ein Magnetometer erhebliche Ausschläge der Nadel hervor. Man kann also diese Inseln mit Recht als Magnetinseln bezeichnen. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß viele vulkanische Inseln eine derartige Eigenschaft besitzen, die bisher nur noch nicht untersucht wurde. —

Humoristisches.

— **Fatale Beruhigung.** Frau Majorin (die im Begriffe ist, nach einem anderen Ort überzusiedeln): „Wenn ich fort bin, wird man hier im Kränzen gewiß recht über mich losziehen!“ — Frau Inspektor: „Aber, ich bitt' Sie, Frau Majorin! Wenn Sie zwei Tage weg sind, denkt ja kein Mensch mehr an Sie!“ —

— **Druckfehler.** (Aus einem Roman.) Stürmisch flog ihr Wesen auf und nieder, als „Er“ da war. —

„D, richtige mein Vergehen nicht zu streng!“ flehte Aurelie und barg ihr trauriges Gesicht an seiner Brust. —

— **Verschidenheit ist eine Bier.** In den Laden eines Schlächtermeisters in Kuzhaven trat kürzlich ein Fremder und richtete an den Meister die Frage: „Haben Sie gute Wurst und was für welche?“ Dienstfertig antwortete der Meister: „Sie können vorzügliche Mett-, Blut- und Lebertourst erhalten.“ „Könnte ich die Wurst mal probiren?“ fragte der Fremde lächelnd. „Recht gern,“ antwortete der Verkäufer erfreut, in der Hoffnung, dem Fragesteller recht viel von seiner Waare zu verkaufen. Verzaglich verzehrte dieser die nicht zu knapp geschnittenen Scheiben der verschiedenen Wurstsorten und sagte dann mit befriedigter Miene: „Sie haben nicht zu viel gesagt, die Wurst ist vorzüglich. Guten Abend!“ Verblüfft rief der Meister: „Ja, wollen Sie denn keine Wurst mitnehmen?“ „Nein, ich danke schön, ich bin nun satt!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Das Hochwasser in der Gegend von Braunschweig hat seit Montag Nacht die Stadt selbst erreicht. Ganze Stadttheile stehen unter Wasser. Dabei hält das Steigen noch immer an. — Die Sperrung der Straße Harzburg—Bienenburg ist behoben, die Sperrung der Straße Wörffsum—Schladen dauert noch an. —

— Vollständig niedergebrannt ist eine große Maschinenfabrik in Verdau (Sachsen). Sämtliche Bestände sind verbrannt. —

— Beim Rangiren stürzte ein Rangirmeister in Königsberg i. Pr. von einer Lok. Er wurde überfahren und starb nach kurzer Zeit. —

— Ein außergewöhnlich großes Exemplar eines Granatkrebes wurde bei Wilhelmshaven gefangen. Das Thier war etwa 10 Zentimeter lang und hatte die ungefähre Dicke des kleinen Fingers eines erwachsenen Menschen. Auf dem ersten Ring trug das Thier eine sonderbare dunkle Zeichnung, die einem ovalen Medaillon mit der Photographie eines Menschen ähnlich sah. —

— In Trilj und Sinj (Dalmatien) wurden am Sonntag mehrere leichte Erdstöße, in Trilj außerdem ein starker Erdstoß verspürt. Zur eventuellen Aufnahme von Bewohnern der Ortschaften sind durch das Militär 100 Zelte aufgestellt worden. — In Jabuka ist infolge eines Erdstoßes eine Schwefelquelle zu Tage getreten. —

— Die am 9. Juli fällige Nummer des Oppositionsblattes „Swoboda“ in Sofia war fix und fertig, konnte aber trotzdem die Druckerei nicht verlassen, weil so viele seiner Sprechaktive nach einander eingesperrt wurden, daß es keinen neuen mehr bekommen kann. —

— In London wurde die erste elektrische Untergrundbahn eröffnet. Die Bahn durchläuft die Straße mit Schnellzuggeschwindigkeit. —

— Gestern, am 12. Juli, war gerade ein Jahr verflossen, seit André und seine beiden Begleiter Strindberg und Fränkel von Spitzbergen aus ihre Nordpolreise im Luftballon antraten. André selbst hielt es nicht für wahrscheinlich, daß vor dem Spätsommer d. J. zuverlässige Nachrichten über die Expedition eintreffen könnten. —

e. e. Ein Fabrikbesitzer in Lodz (Rußland), der als Millionär galt, wurde verhaftet, als er im Begriffe war, seine Fabrik in Brand zu stecken, um sich die Versicherungssumme von einer halben Million zu sichern. Seine Tochter war mit dem Sohne eines deutschen Kaufmanns verlobt. Auf die Nachricht von der Verhaftung entzog der Vater des Bräutigams seinem Sohne die Erlaubniß zu der Verlobung, worüber dieser so erregt wurde, daß er sich vor den Augen seiner Eltern und Geschwister erschöß. —